

Hauptamtliche Prügelnaben

„Amt ohne Würde?“ Der pastorale Dienst
und das „allgemeine Priestertum“.
Freikirchliche und ökumenische Perspektiven

Kim Strübind

Das Verhältnis von Pastorinnen und Pastoren zum „allgemeinen Priestertum“ zählt traditionell zu den schwierigen und bisher alles andere als befriedigend gelösten Problemen des „Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland“. Kein Wunder also, dass sich die *Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik* bei ihrer langjährigen Sichtung des baptistischen Selbstverständnisses auch einmal mit dieser Frage zu befassen hat. Sie tat das im Rahmen des Herbstsymposions, das vom 3.–4. Oktober 2008 in der Nürnberger Baptistengemeinde am Südring stattfand, wo wir überaus freundlich aufgenommen wurden.

Ausgangspunkt der nachfolgend abgedruckten und überarbeiteten Vorträge waren die aus unterschiedlichen theologischen Disziplinen gestellten Rückfragen nach den exegetischen, ekklesiologischen, soziologischen und pastoralth theologischen Grundlagen des „geistlichen Amtes“, das bei Baptistinnen und Baptisten aufgrund historisch bedingter Idiosynkrasien und der Empfindlichkeiten einer fragilen Laienkirche nicht einmal so heißen darf. Gleichwohl gibt es ein solches „Amt“ und mit ihm zahlreiche Verständnisse und Missverständnisse, die oft unausgesprochen bleiben und sich darum umso beharrlicher zu Wort melden. Pastorenwechsel sind ja häufig die Folge einer beiderseitigen Enttäuschungsgeschichte und evozieren jedes Mal von Neuem die unausrottbare und zugleich utopische Hoffnung, dass beim nächsten Pastor und in der nächsten Gemeinde alles anders, besser wird. Manchmal ist das auch so, allerdings auf bestenfalls moderatem Niveau, ohne dass jenseits des sich bei einigen dann einstellenden Gefühls der Erleichterung kybernetische Quantensprünge erkennbar wären. Denn die Probleme sind systemisch bedingt, und ein Wechsel der Funktionsträger vererbt in der Regel nur die ungelösten Probleme an die Nachfolgenden.

Der Mangel an Würde, der einem baptistischen Pastorendasein auferlegt wird, das aus einem Cocktail aus den Komponenten Prediger, Seelsorger, Generalsekretär, Coach, Cheforganisator und „Grüßaugust“ bei den üblichen Gesichtskontrollterminen (vulgo: „Hausbesuche“) besteht, zeigt sich vielfältig und nistet sich meist schleichend ein, sobald man als Pastor aufhört, „everybody's darling“ zu sein. Aufgrund sich häufender Ent-

täuschungserfahrungen vollziehen sich kybernetische Erosionsprozesse irgendwann mit exponentieller Geschwindigkeit, die durch einen Dienstwechsel – wahlweise durch die immer häufiger ausgesprochene Kündigung des Dienstverhältnisses seitens der Gemeinden – definitiv werden.

Die Wahrheit des Verhältnisses zwischen Gemeinde und Pastor/in wird meist dann offenbar, wenn es zu (vorprogrammierten) Konflikten zwischen dem „allgemeinen“ und dem „professionellen“ Priestertum kommt. Pastorinnen und Pastoren erfahren ihre Gemeinden dann meist von einer ausgesprochen unangenehmen Seite her, der sie aufgrund ihres Berufs- und Berufsverständnisses nahezu schutzlos ausgeliefert sind. Vor allem lernen sie dabei, dass Gemeinden nicht nur Partner, nicht nur „Schwestern und Brüder“, sondern ausgesprochen unbarmherzige und oft sogar verantwortungslose Arbeitgeber sein können.

Die spirituellen Prärogativen, die bei Diensteführungen oder Ordinationen einen festlich-liturgischen Ausdruck finden, haben kurze Halbwertszeiten und sind jedenfalls dann nichts mehr wert, wenn Pastorinnen und Pastoren ihren meist (leider nicht immer!) vorhandenen Kompetenzvorsprung in seelsorgerlichen oder theologischen Fragen gegen den Gemeinde-Mainstream geltend machen oder anderweitig bei den „Ältesten“ auffällig werden und bei den gemeindlichen Patrizierfamilien in Ungnade fallen. Aufgrund des Fehlens eines verbindlichen Dienstrechts erfährt man dann seine stets am längeren Hebel sitzende Gemeinde als Dienstgeber (und im Prinzip sieht sich jedes spendende und auch fast jedes nicht spendende Gemeindemitglied in dieser Rolle) und hat dann einen schweren Stand. Älteste, die von Seelsorge und Theologie oft keine Ahnung haben (was sie nur selten glauben, weil sie sich für spirituelle Autodidakten halten) und in ihren eigenen Berufen häufig über keinerlei Erfahrung als Dienstgeber oder als Vorgesetzte verfügen, etwa weil ihnen keine Firmenleitung diese Kompetenzen zutraut, mutieren dann gerne zu großen Personalchefs. Als Pastor hat man ohne eine gehörige Portion Selbstbewusstsein und mit einer allzu demütigen Haltung dann schlechte Karten. „Am Ende geht immer der Pastor“, sagte mir einmal ein Kollege resigniert, der zahlreiche derartige Fälle seelsorgerlich zu begleiten hatte.

In jedem zeitgenössischen Beruf – außer dem des Pastors oder der Pastorin – haben Qualifikationen, Berufserfahrungen und Schlüsselkompetenzen einen überragenden Stellenwert und werden von Arbeitgebern nach Kräften gefördert. In einer Baptistengemeinde wissen dagegen alle alles besser, sind alle Papst. Ist Bildung in unserer Gesellschaft längst das kostbarste kulturelle Gut geworden, so wird diese bei Pastoren eher beargwöhnt. Sie scheinen aber aus der Sicht ihrer Anstellungsträger oft weder Fortbildung, noch Förderung oder gar Anerkennung nötig zu haben, schon gar nicht, wenn Gemeinden sie für ihre Dienste besolden, was manchmal durchaus als Schmerzensgeld bezeichnet werden darf. Man sehe sich nur einmal eine ganz normale „Jahresmitgliederversammlung“ an. Während Pastorinnen und Pastoren im Rückblick auf ein Gemeindejahr schon dank-

bar sein können, wenn Sie überhaupt erwähnt werden, erfährt in der Regel der Gemeindekassierer für seine Tätigkeit die größte Aufmerksamkeit und Anerkennung. Ein Kassenbericht mit Aussprache, Berichten und Anträgen kann Stunden dauern, ohne dass je Langeweile aufkäme, während eine Predigt oder eine Bibelauslegung bereits nach 15 Minuten *prinzipiell* als „zu lang“ empfunden wird (was zugestandenermaßen auch an der sich verströmenden Langeweile mancher geistlicher Ergüsse liegen mag und dann durchaus berechtigt ist). Deutlicher kann eine Gemeinde nicht zum Ausdruck bringen, worüber sie tatsächlich glücklich ist und was in ihrer Mitte *realiter* zählt. Der Pastor ist es nicht, oder zumindest ausgesprochen selten und so gut wie nie auf Dauer.

Sorgt das Arbeitsrecht unseres Landes dafür, dass die Gewinnsucht zu Lasten von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern durch Unternehmen in tolerablen Schranken gehalten und Ungerechtigkeiten vermieden werden, so ist das in einer Baptistengemeinde, vorsichtig gesprochen, nicht immer der Fall. Wenn Gemeindegruppen oder Ältestenkreise ihre Pastoren ungeniert aus dem Amt mobben, wird dies gerne mit der „Sorge um die Gemeinde“ kaschiert. Manche meinen auch, das man Personalfragen in der Gemeinde schon deshalb rigoros handhaben sollte, weil es ja um „die Sache des Herrn“ geht, ein Pastor rund um die Uhr ein Vorbild zu sein hat, über dessen Wertigkeit jedes Gemeindeglied buchstäblich gnadenlos zu wachen hat (das sich andererseits jede kritischen Rückfrage an das eigene Verhalten verbittet), und nicht zuletzt, weil die oft beschworene 10-Euro-Spende einer armen Rentnerin immer wieder dafür herhalten muss, Pastoren das ihnen Zustehende im Zweifelsfall zurückzuhalten. Zwar stöhnen Gemeindeglieder gerne über „ihren Pastor“ und reklamieren unter dem Signet des „allgemeinen Priestertums“ ihr Mitspracherecht in allen Dingen. Begründet wird dieses Mitspracherecht aber nicht mit theologischen Argumenten oder durch belegbare Kompetenzen, sondern mit einem der Ökonomie entlehnten Leistungsprinzip: Da der ehrenamtliche Dienst das kybernetische Grundparadigma darstellt, wird ein vergüteter Dienst in einer Laienkirche als eine Art notwendiges Übel, ja als letztlich unsachgemäß verstanden. Und dies bekommen Pastorinnen und Pastoren seitens ihrer Gemeinde gelegentlich zu spüren, wenn ihnen gespiegelt wird, dass sie nicht nur Pastoren von Gottes, sondern auch von der Menschen Gnaden sind. Andererseits kennen die zwischen Scylla und Charybdis befangenen Gemeinden meist kein größeres Glück, als von dem anderen Übel, dem einer „pastorenlosen Zeit“, so rasch wie möglich erlöst zu werden.

Dieser Widerspruch zwischen einer zwielichtigen Theorie des „allgemeinen“ und der Wahrheit des nicht minder opaken „tatsächlichen“, also des hauptamtlichen Priestertums ist mehr als eine Rückfrage nach dessen Hintergründen wert. Der Leiter des Referats „Ordinierte Mitarbeiter“ in der Geschäftsstelle unseres Bundes, *Friedbert Neese*, weiß mehr als ein Lied auf die sich häufenden Fälle eskalierender Konflikte zwischen Gemeinden und ihren pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu singen. Und es sind

ja auch nicht nur übel meinende, hilflose, überforderte Gemeinden an den Pranger zu stellen. Auch innerhalb der Pastorenschaft gibt es merkwürdige religiöse Neurotiker und ganz unterschiedliche und bisweilen höchst seltsame Definitionen des Pastorenberufs, ferner Erwartungen an den Gemeindedienst, die in Ermangelung klarer und für alle Seiten verbindlicher Richtlinien und Regelungen immer wieder zu Irritationen führen. Neeses behutsam formulierter Beitrag „Pastoren sind anders – Gemeinden auch“ ist ein Plädoyer für eine Besinnung auf die spirituelle Seite dieses Dienstes.

Als kritisches Gegenüber zu einer (un-)zeitgemäßen pastoralen Praxis stehen die biblischen Texte, die ihr eigenes Wort in der Frage nach dem Dienstverständnis und den Ämtern zu sagen haben. Gerade der Protestantismus meint mit der aus dem Luthertum stammenden Metapher vom „allgemeinen Priestertum aller Getauften“ ein wichtiges exegetisches Argument gegen ein explizites Amtsverständnis in der Hand zu haben. Wie anfechtbar dies ist und inwiefern das „allgemeine Priestertum“ gerade aus biblischer Sicht eine – jenseits konfessioneller Frontstellungen des 16. Jahrhunderts – unglücklich gewählte Metapher darstellt, ist in meinem Beitrag nachzulesen: „Ein Königreich von Priestern“. Anmerkungen zum alttestamentlichen Hintergrund von Ex 19,6 und zur Rede vom „allgemeinen Priestertum“. Dieser alttestamentliche Grundtext, auf den sich alle entsprechenden neutestamentlichen Aussagen beziehen, meint etwas völlig Anderes, ja Gegensätzliches, und wurde von der Dogmatik sowie einer Rezeptionsgeschichte durch ein bürgerliches Laienchristentum gegen den Strich gebürstet. Gerade von der Bibel her lässt sich aber eine *prinzipielle* Ämterkritik nicht begründen.

Ulrich Brockhaus von der „Arbeitsgemeinschaft der Brüdergemeinden“ skizzierte in seinem für den Druck getrennten Doppelvortrag das Verhältnis von Amt und Gemeinde im Neuen Testament sowie dessen Verständnis in den verschiedenen Strömungen der Brüdergemeinden. Anhand der Stichworte „Dauer, Autorität, Titel, Sonderstellung und Vergütung“ zeige sich einerseits, dass es bereits in den frühen von Paulus gegründeten Gemeinden stabile „Ämter“ gegeben habe, die aber funktional verstanden werden müssten und im Urchristentum sehr unterschiedlich gehandhabt wurden. Ausgangspunkt aller gemeindlichen Dienste sei der Gedanke der Gabe (Charisma) und der Nützlichkeit („Auferbauung“) für den Leib Christi gewesen. Die Brüdergemeinden, die ein Pastorenamt in den Gemeinden überwiegend ablehnten, verstünden das gemeindliche Amt vom „Prinzip der Mehrheit“ her und schrieben nur dem „Kollegium der leitenden Brüder“ eine Leitungsfunktion zu.

Ralf Dziejwas zeigt auf, in welcher Massivität der Pastorendienst in der größten deutschen Freikirche von ungeklärten Erwartungshaltungen und der Diskrepanz zwischen dem Verkündigungsauftrag und ökonomischer Abhängigkeit bestimmt wird. Die Spannung zwischen Einheit und Freiheit in einem Bund autonomer Gemeinden mache „allgemeingültige und auf Dauer angelegte Strukturen unmöglich“. Man stehe hinsichtlich der Inter-

essen des Bundes nach einer gemeinsamen Identität und den Anliegen der Gemeinden vor dem Paradox einer „dauerhaften Vereinbarkeit des Unvereinbaren“. Zu Recht geht Dziewas davon aus, dass dem Amt des Pastors in einer immer komplexeren sozialen Welt künftig eine größere Bedeutung für die Gemeinden zukommen wird. Meiner Meinung nach wird dies den Baptismus und sein illusorisches Laienideal noch vor große Herausforderungen stellen. Die sich verschärfenden Konfrontationen zwischen Gemeinden und ihren Hirten weisen in diese Richtung.

Mit seinen Ausführungen über das „Amt in den Anfängen des Baptismus“, nimmt *Erich Geldbach* die Leserinnen und Leser an den Anfang der 400-jährigen Geschichte des Baptismus mit. Erhellend werden die Ursprünge für die frühbaptistische Zurückweisung jeglicher Hierarchie in der Kirche und den Ansätzen eines egalitären Christentums in England dargestellt. Dabei gelingt Geldbach der Nachweis, dass das allgemeine Priestertum vor allem um die Aufhebung des rechtlichen Unterschieds zwischen „einem geistlichen Stand und dem Stand der Laien“ bemüht war, das sich insbesondere gegen das Bischofsamt richtete. Ein grundlegendes Ressentiment gegen ein installiertes Gemeindeamt“ gehörte dagegen nicht zu den Basisprinzipien des Frühbaptismus, der „nie ernsthafte Zweifel an der Berechtigung von Pastoren“ gehabt habe, zumal alle Gründerpersönlichkeiten – entgegen einer im Baptismus landläufig kolportierten Meinung – keine antiklerikalen Laien und schlichte Bibelleser, sondern samt und sonders ausgesprochen gebildete Theologen waren.

Aufgrund der Komplexität der Fragen schien es uns wichtig, auch Vertreterinnen und Vertreter aus anderen Kirchen mit ihren Erfahrungen anzuhören. Der hier abgedruckte Beitrag von *Winfried Bolay* aus unserer methodistischen Schwesterkirche steht stellvertretend für den Blick in die Ökumene, der durch zwei weitere – hier aus Platzgründen nicht abgedruckte – Kurzreferate der Hochschullehrer/in *Karin Ulrich-Eschemann* (evang.-lutherisch) und *Joachim Kügler* (katholisch) steht. Im Methodismus zeigen sich nach Bolay vier Einflüsse: Die Tradition der paulinischen Gemeindeordnung, die des reformatorischen Predigtamtes, der methodistischen Reiseprediger, die von der Konferenz auf ihre Arbeitsfelder gesandt werden, und die anglikanische Tradition, die das dreifach gegliederte Amt des Diakons, Pfarrers und Bischofs in sich birgt. Die Evangelisch-methodistische Kirche erweist sich durch die Amalgamierung dieser Amtsverständnisse als ökumenische Brückenbauerin zwischen den Konfessionen.

Einen fulminanten Schlussvortrag hielt *Carmen Rossol* unter dem Thema: „Zwischen Akzeptanz und Ignoranz – Erfahrungen und Beobachtungen zum Dienst von Pastorinnen im BEFG.“ Als erste baptistische Pastorin in Deutschland ist ihre Stellungnahme zur Frage nach einem von Frauen wahrgenommenen traditionellen Männerberuf besonders interessant. Ihr offener Blick zurück auf die Anfänge und die Entwicklung des Berufsfelds der Pastorin in einer bornierten religiösen Männergesellschaft ist ebenso erhellend wie erschreckend – und vor allem wohltuend aufrichtig. Alle

Aufrufe zur Buße sollten ihren Anfang dort nehmen, wo Männer Frauen in ihrer spirituellen Kompetenz und Berufung entrechtet und missachtet haben.

Als Aufruf zur Buße, zumindest zur Neubesinnung auf das Pastorenamt, wären die Beiträge des Symposions insgesamt gewiss nicht missverstanden. Wie aktuell die GFTP jedenfalls auch diesmal mit der Themenwahl für das Symposium war, belegt der Theologische Konvent des BEFG vom März dieses Jahres, der das Spannungsverhältnis zwischen „Gemeinde und Pastor/in“ ebenfalls aufgriff. Solange der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden sich um die Frage eines klaren kirchlichen Profils herumdrückt und die heilige Kuh der Gemeindeautonomie nicht zu schlachten bereit ist, wird sich an der gegenwärtigen Lage nicht viel ändern. Dass eine schwurbelige und eine von pietistischem Pathos triefende baptistische Ekklesio-logie mit ihren vielen Unklarheiten oft zu Lasten der Pastorinnen und Pastoren geht, die letztlich immer den Kürzeren ziehen und in Konfliktfällen von ihrer eigenen Kirche notorisch im Stich gelassen werden, ist jedenfalls auch 175 Jahre nach der Gründung der ersten deutschen Baptistengemeinde ein veritabler Skandal und ein erwägenswertes Argument, sich einer solchen Berufung zu versagen.